

Im Herzen des Sturms

„Still the Water“ von Naomi Kawase: eine japanische Coming-of-Age-Geschichte vor wilder Naturkulisse

Die japanische Insel Amami-Oshima hat nicht viel zu bieten außer Natur: einen Nationalpark, Wale beobachten als Touristenattraktion, Landwirtschaft. Die Filmemacherin Naomi Kawase hat vor einigen Jahren entdeckt, dass ihre Vorfahren von dieser Insel stammen, und hier lässt sie nun „Still the Water“ spielen. Was die Insel zu bieten hat, ist genau das, was sie braucht für diese Geschichte: Wälder und verwunschene Küstenorte, aufgepeitschtes Meer.

Der Ort, an dem ihre beiden jungen Helden Kyoko und Kaito aufwachsen, wirkt unberührt, urwüchsig. Die Bewohner sind der Insel verbunden, aber sie sind ihr auch ausgeliefert. Die ersten Bilder erzählen gleich von Schönheit und Unbarmherzigkeit – das Meer türmt sich zu riesigen Wellen auf, die mit gleichmäßiger Zerstörungskraft auf das Ufer zu rollen. Und dann, in der Nacht nach einem Dorffest, sieht man einen Jungen, der ins Meer steigen will, und dort im fahlen Mondlicht den tätowierten Arm eines Mannes erblickt, der mit dem Gesicht nach unten in den Wellen schwimmt.

„Still the Water“ ist ein Coming-of-Age-Movie, in der japanischen Variante. Es geht um Zen und die Kunst, nicht zu reparieren, was nicht zu reparieren ist. Im Meer, da, wo Kaito und Kyoko schwimmen gehen, taucht nun eine Leiche auf. Eine irreführende Episode: Man weiß nicht, um wen es sich handelt, das Schwimmen in der Bucht

wird erst einmal verboten, aber eigentlich ist dieser Mann im Meer nur ein Omen. Er ist der erste Schatten des Todes, mit dem Kaito und Kyoko konfrontiert werden.

Sie hadern auch so schon mit der Welt, wie man das als Teenager eben so tut, statt das Ineinanderverliebtsein zu genießen. Kaito ist mit seiner Mutter allein, aber sie arbeitet im nächsten größeren Ort und er sieht sie kaum; Kyokos Mutter ist Schamanin, ihr Vater lebt in den Tag hinein, und sie hat allen Grund, mit ihrem Schicksal über Kreuz zu liegen. Die Mutter liegt im Sterben, sie wird aus dem Krankenhaus ge-

bracht für ein paar letzte Tage in der vertrauten Umgebung. Sie scheint ganz eins zu sein mit dem, was ihr widerfährt: Die Menschen, die sie verlieren werden, sind unglücklicher als sie selbst. Nur langsam stellt sich eine Art stille Erleuchtung ein, und für die ganz große Action sorgen nicht die Menschen in dieser Geschichte, sondern die Elemente, die sich aufbäumen zu einem schrecklichen Sturm – der allen Angst einjagt. Und dann doch alles zu reinigen scheint.

Naomi Kawase gehört zu den wenigen Frauen, die beim Festival in Cannes zu

Stammgästen geworden sind. Hier hat sie 1997 die *Caméra d'Or* gewonnen für das beste Regiedebüt, und auch „Still the Water“ lief dort im Wettbewerb. Auf ihren ruhigen Erzählfluss muss man sich schon einlassen wollen: Ihre Filme wirken manchmal fast meditativ, sie schwelgt in Landschaftsaufnahmen, aber ihre Bilder suchen die Nähe zum Dokumentarischen, ihre Figuren bleiben lakonisch. Alles ist Natur, das Leben, die Liebe und der Tod.

Das sind tatsächlich keine bahnbrechenden Erkenntnisse, und manchmal, wenn sich Kaito und Kyoko unterhalten, steht überdeutlich im Raum, dass das Wissen über das Leben, das die beiden sich gerade erarbeiten, recht übersichtlich bleiben wird: Ergibt der Tod einen Sinn? Weiß nicht. . . Das ist banal, stimmt aber trotzdem, und es ist eben genau das, worauf Kawase hinaus will: Nichts hat einen tieferen Sinn. Die ganze Welt, in ihrer Abfolge von Schmerz, Verlust und Erleuchtung ist reiner Selbstzweck. Es gibt keinen Grund, der Natur zu widerstehen. Man kann sie ohnehin nicht besiegen, und sie regiert nicht nur dort, wo wir sie wirklich bewusst wahrnehmen.

SUSAN VAHABZADEH



„Still the Water“: Leben, Liebe und Tod auf der Insel Amami-Oshima. FOTO: FILMKINOTEXT

Futatsume no mado, Japan /Frankreich 2014 – Regie und Buch: Naomi Kawase. Kamera: Yutaka Yamazaki. Mit: Nijirô Murakami, Jun Yoshinaga. Film-KinoText, 119 Minuten.